

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

11) Von Alfred af Hedenstjerna.

Onkel Gustav amüßte sich auch ganz vortrefflich, meist in der Gesellschaft einer Frau aus Bestervid, die ihre Tochter bei sich hatte. Die Tochter war etwa vierzig Jahre alt, plauderte aber riesig interessant und konnte das Stottern des Landrichters Hellvik so schön anhören, ohne den Mund zu verziehen und mit auffallend freundlichem Ausdruck in ihren Augen braunen Augen.

Schließlich wurde Frau Hellvik doch ein wenig unruhig, aber sie konnte vom Kaffeebuffet nicht fort. Da erblickte sie ihren Mann, nickte, winkte und rief:

„Albert!“

„Liebste Emma, ich kann nicht mehr! Ich habe nun schon vier Tassen getrunken, aber wenn Du noch eine Verstärkung Deiner Kaffe brauchst, da hast Du . . .“

„Ach, hier geht es ja brillant; nein, aber guck einmal nach Onkel Gustav, daß er da nicht eine Dummheit anstellt! Er ist ja seit zwanzig Jahren nicht hinausgekommen, und die Müller'schen Damen sind ein paar pfiffige Frauenzimmer. Geh und trink einen Bunsch mit ihm, Albert, ja thu es! Unsere Kinder können doch lieber das Bischen bekommen, was er hat, als solche . . . Pfu! . . . Alte Weibsbilder!“

Mit der Feitrede wurden nicht viel Umstände gemacht. Sie wurde einstimmig dem Bischof übertragen, der vom Jordan und Sidron sprach, am meisten aber vom Bethesda-See und seiner merkwürdigen Heilkraft. Nicht daß er gerade die Gesundbrunnen Badefrauen mit den Engeln vergleichen wollte, die dort das Wasser rührten, aber viel fehlte daran nicht.

Die alten Badefrauen verneigten sich, alle waren froh, und dann begann die Jugend im Gesellschaftshause sich umherzuschwingen.

Frau Hellvik war roth und heiß von all dem Trubel geworden und sie brauchte nicht drinnen zu sein, um nach ihren Mädchen zu sehen. Zu tanzen bekamen sie mehr als zu viel, und sie zu beobachten, war, Gott sei Lob, überflüssig. Sie hatte sie nicht so erzogen.

Daher nahm sich Frau Hellvik ein Cape um, ging in den Park und setzte sich auf eine Bank.

Still! Vernimmt sie nicht flüsternde Stimmen von der Laube dicht nebenan? Die Stimme der Oberstin? Die Oberstin Bärfeldt hatte an diesem Tage durchaus kein Amt übernehmen wollen. Ueberhaupt war sie in den letzten beiden Tagen wenig mit ihren Freundinnen zusammen gewesen, aber umso mehr mit einem stattlichen, schönen, dunkelhaarigen Fremdling, der seit einigen Tagen in Gesundbrunn zum Besuch da war. Niemand kannte ihn, außer der Oberstin und dem Kurdirektor, und er ließ sich nur im Nothfall, wenn es gar nicht zu umgehen war, ohne unartig zu sein, als „Ingenieur Smith aus Bombay“ vorstellen.

„Ein Engländer? Ach, du lieber Gott, dann versteht er ja nicht, was man sagt!“ flüsterte Frau Hellvik bei der Vorstellung der Oberstin zu.

Aber die Oberstin lachte und versicherte, Herr Smith wäre ein so guter Schwede, wie einer.

Wichtig, das war die Oberstin und er, die da in der Laube ganz dicht beieinander saßen. Frau Hellvik konnte deutlich hören, was sie sprachen, und hatte die lebhafteste Empfindung, daß sie fortgehen sollte, aber — sie that es nicht; sie beschwichtigte ihr Gewissen und lauschte.

„Ja, Eddy, es ist nun Zeit, zu wählen. Soll ich heizzeiten auf meinem Posten zurück sein, muß ich morgen abreisen. Willst Du mich alle in reisen lassen?“

„Ach, Hugo, ich kann nicht . . . Die Verachtung der Welt . . . Die Familie und er, dessen Namen ich trage . . . Sei barmherzig! Warte noch ein wenig! Bin ich nicht schon schuldig genug, daß ich mit Dir hier dies Zusammentreffen verabredet, daß ich auf Dich drei lange Wochen gewartet hab?“

„Du weißt ja, warum ich zögerte, Du weißt, es war mir unmöglich, früher zu kommen . . . Und es war vielleicht auch am besten so. Ich fühle es, es wäre mir unerträglich

gewesen, so lange so unter fremden Menschen umherzugehen. Also willst Du, Eddy?“

„Ja . . . und nein, ich will, aber ich kann nicht! Sei nicht grausam, Hugo!“

Wie bitter seine Stimme klang, als er antwortete:

„Grausam! Das ist ein Wort, das Du lieber fortlassen solltest, Eddy! Ich könnte mich sonst versucht fühlen, von ihr zu reden, die dem Geliebten, der in die Welt hinauszog, um ihnen ein Heim zu gründen, Eid und Treugelöbniße gab, von ihr, die nicht vier kurze Jahre ihr Wort halten konnte, sondern sich für Gold, Namen und Rang verkaufte . . .“

„Still! Du weißt, Du lägst! Du weißt, es war die Noth, die meinem Vater drohende Schande, die mich zwangen, Du weißt, nichts Anderes auf Erden hätte mich bewogen, mein Wort zu brechen . . .“

Sie schluchzte leise, er küßte ihre Hände und bat sie um Vergebung; sie wußte ja, daß Leid und Eifersucht ihm die Besinnung raubten, ungerecht werden ließen.

Dann flüsternten sie so leise, daß Frau Hellvik kein Wort verstehen konnte; aber als sie aufstanden und gingen, dankte er ihr, denn nun läge die Welt herrlich und schön vor ihm voll Glück und Leben. . . .

Papa Hellvik war schon vor einer guten halben Stunde zur Villa Nr. 7 gegangen und hatte sich zur Ruhe begeben. Er war bereits eingeschlafen und lag mit seinem grauen Kopf, das kindlich gute Gesicht der Thier zugewandt, auf dem Kissen, als seine Emma bleich und erregt hereinkam.

Sie zog ihre Schuhe, ihr Kleid und ihre Taille aus und setzte sich dann auf den Betrand und sah mit feuchten Augen den Gutsbesitzer und Dr. phil. Albert Hellvik an.

„Du, Albert!“

Er schlug widerstrebend die Augen auf und murmelte:

„Erlaube Dich nicht, Emma! Leg' Dich lieber hin.“

Da umschlang sie seinen Hals mit ihren Armen, küßte ihn und sagte:

„Albert, hast Du jemals darüber nachgedacht, welche ein Glück diejenigen genießen, deren Herzen zusammenpassen und die sich im Lenz des Lebens finden und besitzen, und einander lieben und alles für einander zu opfern bereit sind während der langen Lebenszeit, ohne Reue, ohne andere Sorge, als die, daß der eine von dem andern fortgehen muß? . . .“

„Ja, gewiß, habe ich das! Gott segne Dich, Emma! Aber nun leg' Dich nur hin!“

„Du bist ein Stöckfisch, Albert!“

„Ja, gewiß, gewiß, Liebste,“ murmelte Papa Hellvik, drehte sich nach der Wand um und schlief sanft ein.

## VII.

Frau Hellvik war am Abend des großen Tages der Badefrauen ziemlich zufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt eingeschlafen, ausgenommen mit den Plänen der Frau Oberstin, sowie daß es ihr nicht möglich gewesen war, ihren schlaftrigen Albert in ihre weiche, warme Stimmung hineinzuziehen.

Aber als sie am nächsten Morgen erwachte und hörte, daß ein kalter, unangenehmer Regen von einem endlos grauen Himmel herniederströmte, und daran dachte, daß sie ihren feinen, seidenen Shawl draußen vor dem Eishause, d. h. der Behausung der Rajaden, vergessen hatte, und zugleich ihr voll Schrecken die Oberstin einfiel, die doch eine so gute und liebe Frau war, wurde ihr ganz ängstlich zu Muth, und sie zog sich um halb neun Uhr mit einem Gefühl an, als wäre sie am liebsten daheim auf Sultana, wo die Leute jetzt wahrscheinlich eine ganze Menge Thorheiten und Verlethlichkeiten anstellten.

Als sie dann, mit Gummischuhen, Regenmantel und Regenschirm ausgerüstet und unter Aufschürzung eines nicht gerade eleganten Baumwollkleides sich in unerklärlicher Unruhe in den Park hinaus begab, drang vom Bach her an ihr Ohr fürchterliches Geschrei, in dem ihr zärtliches Mutterohr bald die Stimme ihres Arel unterchied.

Als sie, so schnell sie ihre alten Beine tragen wollten, zur Unglücksstätte kam, fand sie den jungen Herr wassertriefend, zerrissen und ganz erdärmlich anzusehen, am Ufer



stehen, aber doch schon muthiger, als die Rothrupe von vorn geklungen hatten.

Gerade als die Mama ankam, stürzte er wild auf einen andern kleinen Sportsman zu und hieb gründlich auf seinen Schädel los, indem er brüllte:

„So, Du willst mich in's Wasser stoßen! Wirft Du mir meine Angelruthe bezahlen! Und meine Kleider zerreißen! Na, warte . . .“

Aber nun war die Badeinspektorin in aufstrebendem Galopp und kaum völlig angekleidet unter dem Gummimantel angelangt, hatte den Ueberfallenen, der offenbar ihr Fleisch und Blut war, mit ihren Armen umschlungen und rief:

„Menschchen, rettet dem niemand mein armes Kind vor dem Zuchthauskandidaten!“

„Wie . . . wie . . . wie nennen Sie meinen Ael?“ züchte Frau Hellbit.

„Ja, ja, ich nehme nichts zurück. Sehen Sie meinen Willy an!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Plüsch.

Mit Beginn der kalten Jahreszeit sieht man alljährlich gewisse Stoffe wiederkehren, welche durch ihr pelzähnliches Aussehen den winterlichen Ansprüchen unserer Kleidung vervollständigen. Bald treten uns dieselben nur als Besatzstreifen entgegen, bald liefern sie den Stoff zu ganzen Kleidungsstücken. Es sind dies die Plüsch- und Krimmerstoffe, welche in den verschiedensten Farben und Musternformen hergestellt werden. So finden wir glatte Plüsch- in allen möglichen Farben außer zu Besatzstreifen zu Pelserinnen, Jacketts, ganzen Mänteln und nicht selten auch zu Varetts und Kapotten, Fußtaschen und Muffen.

Obwohl also diese Stoffe eine so ausgedehnte Verwendung finden, ist im allgemeinen die Kenntniz der Herstellungsweise selbst in Fachkreisen noch so wenig bekannt, daß man fast glauben könnte, es handle sich um ein Produkt unserer jüngsten Zeit. Und doch finden sich schon Plüsch- unter den textilen Erzeugnissen des grauen Alterthums. Die Herstellung der bekannten Smyrnatteppiche läßt sich sehr weit zurück verfolgen, ja man darf sie vielleicht als die Vorläufer unserer heutigen Plüsch- ansehen. Beiden Erzeugnissen ist das Merkmal gemeinsam, daß zur Hervorbringung ihres eigenartigen Effektes kurzgeschchnittene Fadenstücke senkrecht stehend auf einem Grundgewebe befestigt sind. Ob diese Fadenstücke nun auf das Grundgewebe geknüpft oder durch andere Kunstgriffe befestigt sind, ändert am Charakter der Stoffe nichts. Wir wollen uns jedoch hier auf die glatten Plüsch- beschränken.

Wie schon vorher angeführt, verdanken die Plüsch- ihr eigenartiges Aussehen den auf ihrer Oberfläche in mehr oder minder starker Gedrängtheit platirten Fadenstücken (Flor); die richtige Befestigung, das Verweben dieser Florstücke, ist die Hauptsache bei Herstellung derartigen Gewebe. Die Anordnung ist gewöhnlich derartig, daß mehrere Fäden einfacher baumwollener oder gezwirnter Fäden als Grundfäden mit einem Faden Mohair, Seide oder einem sonstigen Material, wie Doubette, Chappe, Kamie etc. abwechseln. Die baumwollene Grundfäden ist straff aufgespannt, und webt gewöhnlich in einer Lassetbindung in fortlaufenden Grundgewebe. Die den Flor bildende Kette wird nur lose gespannt und immer nach einigen Grundschüssen durch die baumwollene Kette nach oben gebracht; in dieses entstandene Fach wird an stelle des Schußfadens ein Stahl- oder Messingstäbchen eingetragen. Dieses Stäbchen wird ganz wie ein Schuß behandelt, das Fach wird hinter demselben gewechselt, d. h. die Kette oder Poilsfäden werden wieder in das Fach zurückgebracht und ein neues Fach für einen Grundschuß gebildet. Infolge der lockeren Spannung der Poillette gibt dieselbe beim nächsten Fadenanschlag soviel nach, daß sich das eingetragene Stäbchen, auch Ruthe genannt, über das Grundgewebe hochdrückt und den Grundschuß an den vorhergehenden herantreten läßt. Dadurch arbeitet das Grundgewebe gleichmäßig weiter und die herausgedrängten Florbogen stehen nach Entfernung der Ruthe scheinbar frei auf dem Grundgewebe. Dieses Herausdrängen der Florbogen wird häufig noch dadurch kräftig unterstützt, daß man den Schuß vor und den ersten Schuß hinter der Ruthe in dasselbe Grundfach fallen läßt. Dadurch pressen sich diese beiden Schuß dann sehr fest gegen einander und geben dem aufrechtstehenden Florbüschel eine senkrechte und sichere Stellung. Die eingetragene Ruthe ist auch maßgebend für die Höhe des Flor, welche bekanntlich in ziemlich weiten Grenzen schwanken kann. Man hat langflorige Plüsch-, aber auch solche, deren Flor so kurzflorig ist, daß er sich nicht seitwärts drücken läßt, vielmehr stets büstenartig gerade aufsteht.

Je nach der Dichtigkeit des Flor, nach der Ruthezahl, die auf ein bestimmtes Maß geschlagen ist, muß auch die Form der Ruthe sich etwas richten; bei sehr dichter Waare, also einer hohen Ruthezahl, müssen letztere äußerst schmal sein, da sie sonst keinen Platz nebeneinander finden würden, wenn mehrere Rutthen hintereinander eingeschlagen sind. Es ist eben nicht möglich, die eine Ruthe schon wieder zu entfernen, wenn die nächste eingeschlagen werden soll, da die immerhin lose Verbindung der Florlette mit dem

Grundgewebe dies nicht gestattet; man hat meist vier bis sechs Rutthen im Gewebe, bei mechanischen Stühlen sogar häufig sechzehn bis zwanzig, ehe man anfängt, die erste wieder zu entfernen. Die Form der Ruthe ist in diesen Fällen einem spigen Dreieck ähnlich, dessen kleinster Winkel nach unten steht; die diesem gegenüberliegende kleinste Seite hat einen Schlig, in welchem das zum Ausschneiden der runden Loden gebrauchte Schnittmesser seine Führung erhält. So reißt sich Ruthe an Ruthe, wobei aber sehr genau nicht gegeben werden muß, daß die einzelnen Entfernungen stets dieselben bleiben, da sonst unmerkliche Querstreifen entstehen.

So einfach im ganzen ein Stück glatter Plüsch aussieht, so viel Aufmerksamkeit und eigene Behandlung verlangt seine Herstellung. Besonders bei den besseren, zu ganzen Mänteln verwendeten Futterplüsch- spielen scheinbare Kleinigkeiten eine große Rolle. Es ist durchaus notwendig, soll die Waare gut ausfallen, daß nur Material bester Qualität Verwendung findet. Die Grundfäden darf nicht aus offener Baumwolle (Waterngarn) genommen sein, sondern aus bestem Zwirn (Dubel); das Material zur Florlette muß für diese Waare ganz ausgezeichnet genommen werden, das Mohair muß einen guten Glanz haben, sehr gleichmäßig und möglichst wenig haarig sein. Durch alle stärker auftretenden Stellen in der Grundfäden werden die Florfäden auseinander gedrängt, ebenso durch stärkere Schußstellen, nur mit dem Unterschiede, daß erstere Streifen in der Längsrichtung, letztere in der Querrichtung markiren.

Um dem Mohairfaden zum Arbeiten mehr Festigkeit zu geben, werden diese Ketten meist geleimt; auch dabei muß sehr sorgfältig verfahren werden. Der Leim darf nicht zu heiß sein, und die geleimten Ketten müssen straff aufgespannt werden, damit sich keine Schleißen bilden. Das sind gewiß recht viele Kleinigkeiten, aber die geringste Vernachlässigung entscheidet darüber, ob die Waare gut oder minderwerthig ausfällt.

Bei gestreiften Stücken kommt es vor, daß einzelne Partien nicht aufgeschnitten werden, vielmehr die Lode rund zusammenhängend bleiben soll; in diesen Fällen ist die Ruthe ohne zu schneiden, seitwärts herausgezogen worden. Andere Effekte erreicht man, indem man hohe und niedrige Rutthen abwechselnd verwendet; dadurch stehen einzelne Stellen über der Umgebung hervor, und je nach der Art der Musterung lassen sich mit dieser Methode die wunderbarsten Figuren erzielen; treten später noch die geeigneten Appreturverfahren hinzu, so ist es manchmal wirklich schwer, in dem fertigen Plüsch- die ursprüngliche Rohwaare wiederzuerkennen.

Man muß im ganzen der Appretur gerade in dieser Fabrikation einen großen Theil der Effekte zuschreiben; nicht allein ist dieselbe zumeist für den Ausfall der fertigen Waare überhaupt verantwortlich, ganz gleichgiltig, ob dieselbe einfarbig oder bunt hergerichtet wird, sondern sie hat auch gewisse Verfahren, die aus derselben Rohwaare die verschiedensten Artikel fertig stellen, zwischen denen nachher eine Verhinderung nicht mehr zu konstatiren ist.

Einer der bekanntesten und zeitweilig geachtetsten Appretur-effekte war früher das „Spizen“. Das in einem bestimmten Grundton ausgefärbte Plüschstück wurde später mit einer Weize oder einer anderen Farbe nochmals behandelt, und zwar derart, daß nicht das ganze Stück derselben ausgelegt wurde, sondern nur ein Theil des Flor. Das Stück wurde an Farbe- Walzen vorbeigeführt, die nur das oberste Ende der Florspitzen berührten. Je nachdem das Stück der Walze näher gebracht wurde, nahm durch tieferes Eindringen der Farbe oder Weize in den Flor die Intensität der zweiten Färbung zu. Eine solche Waare zeigt bei späterem Faltentwurf reizende Changeants; bei einem Bogen nach hinten vom Beschauer aus tritt fast leblich die Spitzfarbe in die Erscheinung, indem durch das Zusammendrängen der Florspitzen die untere Grundfarbe fast ganz überdeckt wird; daran schließt sich nach vorn das Gemisch von Grund- und Spitzfarbe, und an einem nach vorn gehenden Bogen spreizen sich die Spitzen soweit auseinander, daß fast nur die Grundfarbe durchscheint. Man ging sogar soweit, Plüsch-, besonders Streifenwaaren, durch Schablonen zu spizen; neben den reizenden Changeants traten dann auch noch direkte Muster auf.

Ebenso interessant, wie dieses Verfahren, ist eine tigerfellartige Färbung. Die Rohwaare wird zu diesem Zweck an vielen Stellen mit einer Schmir unterbunden, ungefähr derart, daß man mit dem Finger eine Beule aus der Rohwaare herausdrückt und dann so verfährt, als wolle man den Finger in dieser festschürren, eine Buppe anbinden. Zieht man den Finger darauf zurück und schmirrt recht fest, so kann die Farbe, in welche das so behandelte Plüschstück nachher gebracht wird, an den geschnürten Stellen die Waare nicht so intensiv durchdringen, wie an den losen und die Folge davon ist, daß die Schnürstellen heller bleiben müssen. Je nachdem die Puppen enger oder weiter bei einander geschnürt sind, wird das Stück verschieden gefleckt ausgefallen, und es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß mitunter recht reizende, an Natürlichkeit grenzende Effekte dabei herauskommen.

Eine französische Fachzeitschrift berichtet über ein merkwürdiges Verfahren, durch welches ein Herr Felix Dehan dem Zeugdruck Konkurrenz machen will. Sein neues System besteht nach diesem Bericht darin, daß man die Stoffe vor dem Färben in regelmäßige oder unregelmäßige Falten legt, das so vorbereitete Gewebe fest zusammenpreßt und bindet, und es alsdann dem Färbeprozess unterwirft. Beim Färben soll man darauf achten, daß sich die Manipulation nicht zu lange ausdehnt, damit nicht doch etwas von der Farbbirne in die Falten einbringt. Wenn der französische Kolorist behauptet, daß auf diese Weise ganz originelle Muster erzielt werden könnten, so mag er



ganz recht haben, aber es ist zu bemerken, daß dies Verfahren den vorher geschilderten ziemlich ähnlich sieht, die Reinheit also eigentlich schon etwas veraltet ist.

Ein Appretureffekt anderer Art sind die in den letzten Jahren so stark in Mode gewesenem Astrachans. Die Rohwaare war in den ersten Jahren des Auftauchens eine solide, nicht zu niedrige „Stehwaare“. Die Konkurrenz unterbot jedoch bei der Aufnahme diesen Artikel bald so stark, daß die Qualität zusehends bergab ging, und infolge dessen die Waare heute fast nicht mehr zum Ansehen ist, das graue, aus schlechtester Baumwolle hergestellte Grundgewebe kommt an vielen Stellen unverhüllt zum Ausdruck. Der Astrachan-Effekt wird erreicht, indem die Waare künstlich zerlumpt und in dieser Stellung durch warme Behandlung fixirt wird.

Ein ähnliches Produkt bilden die Wirbelplüsch, welche auf plattem Plüschgrund kreisförmige Figuren zeigen, in denen die Florfäden, scheinbar um einander gedreht, gewirbelt sind. Diese Waare bildet den Uebergang zu den gewöhnlichen Preshplüsch.

Als „Triumph“ unserer Industrie mag noch ein Stoff erwähnt werden, welcher ebenfalls als Plüsch in Umhängen und Jodetts in den Handel gebracht wird, aber nichts weniger als Plüsch ist. Derselbe besteht aus schlechtester Baumwollfleece und Schoddyfuß, von dem das Kilo 75—80 Pf. kostet. Diese Waare wird gefärbt, gewöhnlich schwarz und dunkelbraun, gewalkt und dann geraucht, bis von einem Schuß überhaupt nichts mehr zu sehen ist. Je langfaseriger der Schoddyfuß war, d. h. je mehr alte Strumpfwaden darin sich aufgelöst vorfinden, desto schöner wird der Plüsch. Nach dem Rauchen wird dieser Strumpfwadenplüsch gepreßt und gewirbelt. Manche Frau freut sich, einen billigen und schönen Plüschumhang gekauft zu haben, ohne zu ahnen, was dahinter steckt. Das bemerkt sie erst, wenn der schöne Umhang einmal naß geworden ist, und sie erinnert sich dann des einst unserer Industrie ertheilten schmeichelhaften Prädikats: Billig und schlecht! —

Gustav Strahl.

### Kleines Feuilleton.

t. Die chemische Zusammensetzung und der Nährwerth der verschiedenen Käsesorten. Obgleich zu gunsten des Nährwerthes der Käse schon vieles von wissenschaftlicher Seite geschrieben wurde, so ist die chemische Zusammensetzung, auf die es hauptsächlich dabei ankommt, durchaus nicht so einfach festzustellen. Einen beachtenswerthen Versuch nach dieser Richtung hat Valland neulich der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt. Danach bestehen die gewöhnlichen Käse bis zu  $\frac{1}{5}$  aus Wasser, in den übrigen Theilen sind die stickstoffhaltigen Substanzen etwas reichlicher vertreten als die Fettstoffe. Umgekehrt enthalten die sogenannten Sahnekäse z. B. der Neuchâtel mehr Fett als Stickstoff, und das Wasser ist nur zu 50 bis 60 pCt. vertreten. Beide Käsearten geben bei der Verbrennung nur eine geringe Menge von Asche. Die schwachgesalzenen Käse sind etwas fester, besitzen weniger Fett und hinterlassen bei der Verbrennung etwas mehr Asche. Die weichen gesalzenen Käse haben 30—50 pCt. Wasser und 4—5 pCt. Nischengehalt. Die Fett- und Stickstoffbestandtheile sind bei diesen Sorten wechselnd vertreten: beim Burgunder-Käse, Münster-Käse, Fromage de Brie und ähnlichem sind die Fette überwiegend, bei dem Savoyerkäse z. B. die Stickstoffsubstanzen, beim Camembert halten sich beide die Waage. Die Käse, die aus einem festen Zeige bestehen, also der Chester-, Schweizer-, Holländer-Käse, Moquefort u. s. w. haben eine gleichmäßigere Zusammensetzung; Wasser ist in ihnen nie mehr als 30pCt. enthalten, Stickstoffe und Fette etwa in gleicher Menge, Salz in ziemlich bedeutendem Gewicht bis zu 4—5 pCt. Natürlich ändert sich die Zusammenstellung etwas mit dem Alter der Käse und auch mit den örtlichen Verschiedenheiten ihrer Herkunft. Der Nährwerth des Käses kann nicht besser veranschaulicht werden als durch den Vergleich, daß 100 Gramm eines Käses von mittlerer Beschaffenheit ebenso viel Fett- und Stickstofftheile enthalten als 1 Liter Milch, also mehr Nährstoffe als in 250 Gramm frischen Fleisches enthalten sind, wenn letzteres seinen vollen Wassergehalt von etwa 75 pCt. besitzt. —

### Musik.

Konzerte. Beethoven's Trauermärsche gehören zu den liebsten klassischen Stücken. Und nun ist zu den albelannten noch ein neuer hinzu entdeckt worden. Das Verdienst davon gebührt dem populären philharmonischen Konzert vom 14. d. M., in welchem diese „Novität“ aufgeführt wurde. Der neue Trauermarsch ist in C-moll, hat vier Sätze und erinnert an die fünfte Symphonie Beethoven's. Dieser Umstand dürfte auch den Irrthum verschuldet haben, daß die Programme an dieser Stelle die C-moll-Symphonie verzeichneten. Ein boshafter Zuhörer behauptete sogar, es sei thätlich diese Symphonie aufgeführt und nur eben wie ein Trauermarsch gespielt worden; was wir aber nun einmal nicht glauben konnten. — Im selben Konzert bewährte sich wieder Herr F. Drehschod zunächst durch den Vortrag des G-dur-Konzertes von Beethoven als ein hochachtbarer Beherrscher der Grundlagen der Klavierspielkunst.

Einigermaßen erinnert an ihn Maria von Unschuld (aus Wien), von der wir am 15. im Bechstein-Saal noch einige Klavierstücke hörten; die Schlußreihe, drei Paraphrasen von Liszt, trieb uns weg, da uns das Vorherrschende dieser vielleicht schwächsten und ge-

schnackerverwirrendsten Leistungen des vielverdienten Meisters allzu traurig berührt. Im Gegensatz zu der Genannten erinnert Augusta Cotto, die am 13. in der Singakademie gleich der Vorigen einen „bloßen“ Klavierabend gab, an ihren letzten Lehrer, Busoni: auch sie versteht den Steinway-Flügel bis zum Donner auszunützen und manches, wie Chopin's Fis-moll-Nocturne, auch lustig zu spielen; dessen F-dur-Ballade zeigte allerdings, wie es meistens geschieht, eine, besonders dynamische Uebertreibung des „Presto con fuoco“, von dem fast nur der Bass recht hörbar war, und Busoni's Hauptkunst, seine bis ins Kleinste gehende Plastik, fehlt bei der Jüngerin doch nicht wieder.

Ein Wörtchen sei auch über die Begleiter am Klavier, zumal die ständigen, gesagt. Sozusagen der Stammspieler ist Otto Vate, den es begreiflicherweise nicht an Routine fehlt, mit der er so verschiedenen Ansprüchen nachkommt, der aber für höhere Aufgaben, wie etwa die Begleitung des Tschailowsky'schen Violinkonzerts (bei Ratrowski), sich doch noch künstlerischer entwickeln könnte. Ein besonders feinsinniger Partner hingegen ist Coenraab Vos, dessen meist nur mitwirkende Thätigkeit diese Kraft nicht unterzählen lassen soll. Auch Felicia Kirchdorffer, die in dem unten erwähnten Gordiniani-Konzert mitwirkte, wird als Klavierpartnerin gerühmt.

Viel Gutes war diesmal von Geigern zu hören. Am 15. d. M. machte in der Singakademie das Publikum die nähere Bekanntschaft Professor Julius Cornus' aus Moskau, dessen Violinkonzert in E-moll bereits bei den — auch diesmal theilhaftigen — Philharmonikern gekommen war und jetzt vom Komponisten selbst gespielt wurde. Voran ging die wohl populärste der drei „Suiten“ von J. S. Bach, jener schon seinerzeit besonders beliebten Reihen von tanztartigen Stücken für Orchester, nämlich die erste derer in D-dur. Die „Arie“ darin wurde in einer gebräuchlichen Umschreibung für Solovioline, von Cornus wunderschön und mit einem trotz etwas spärlichen Publikums sehr freundlichen Erfolg gespielt. Tags darauf gab es das erste Auftreten eines ganz jungen Geigers, ebenfalls in der Singakademie aber ohne Orchester, des Polen Mieczyslaw Ratrowski, der wohl infolge seiner Berliner Studien mehr Publikum hatte als sein ausgereifter Vorgänger. Der Genannte bewies mit seinem sehr beifällig aufgenommenen Vortrag des sympathischen Konzertes op. 35 von Tschailowsky eine treffliche Schulung und trotz mangelnder Wärme die Berechtigung der Aussicht, dereinst noch ein reifer Künstler zu werden, der dann wohl auch zu einem Stück wie der Ciaccona von Bach alles Nöthige, einschließlich der ihm jetzt begreiflicherweise noch fehlenden rhythmischen Energie, mitbringen wird. Seine eigenen Kompositionen: drei Lieder, zeigten zwar von keinem Reuschaffen, aber doch von einem geheimnißvollen Etwas, für das die Ausdrucksweise Hedwig Kaufmann's — einer besonders in der Höhe gutgebildeten, allerdings noch „verschleierte“ Sopranstimme, die über eine Heiserkeit sich trefflich hinweghalf — das Nüchtere zu sein scheint. Ebenfalls einen anmutenden Vortrag, aber eine weniger sichere Stimmführung besitzt die Mezzosopranistin Mary Forrest, die mit der Geigerin Anna Rhode am 13. im Bechstein-Saal ein Konzert gab, das reich war an Beifall und an Publikum — bei Schumann's „Mörslein“ warteten die Klatscher nicht einmal das Ende des Nachspiels ab. In Giulietta Gordiniani's Konzert im Bechstein-Saal, am 17., sprach schon die Mitwirkung Joseph Joachim's für sie. In der That zeigte sie, wie uns berichtet wird, viel Intelligenz und musikalisches Talent, obgleich die sehr mangelhafte Stimme und das Fehlen jedes ruhigen Tones sehr störten; selbst als Klavierspielerin bewährte sich die Sängerin in dem Klavierpart der Violinsonate H-moll von Bach. — sz.

### Kunstgewerbe.

a. Neber die indische Töpferei macht die „Gazette des Beaux-Arts“ in ihrem neuen Heft interessante Mittheilungen. Der Töpfer, der das gewöhnliche Egeschirr, die Statuen der Götter, die Ziegel und Dachsteine herzustellen hat, ist in Indien eine sehr angeesehene Persönlichkeit. In gewissen Gegenden, wie in Dekkan, ist der Töpfer oder Kumbhar ein richtiger Beamter, der ein Jahresgehalt bezieht und dessen Amt erblich ist. Die gewöhnlichen Töpferwaaren werden in Indien wie überall auf der drehbaren Scheibe verfertigt, die durch einen Stoß der Hand in Bewegung gesetzt wird. Während mehrerer tausend Jahre ist dieses primitive Verfahren nicht verändert worden. Die Formen der Töpfe und Schüsseln sind heute noch dieselben, die man auf den ganz alten Monumenten abgebildet findet. Die vollkommensten Erzeugnisse der indischen Töpferei sind die glazierten Töpferwaaren von Sind, Delhi und Madure. Im Benjab wird am meisten gewöhnliches Töpferzeug verfertigt. Unter den mehr oder weniger geschmückten Töpferwaaren, die zum Export fabrizirt werden, sind die rothen von Travancore, die rothen glazierten von Dinapour, die bemalten von Kotah und die vergoldeten von Amroha hervorzuheben. Die Töpfereien von Azunghar zeichnen sich durch eine ganz eigenartige Ornamentation aus. Sie sind recht mittelmäßig in der Form und dekorativ ohne Originalität, aber diese Fehler lassen unsomehr die schöne schwarze Färbung hervortreten. Die Ornamente werden mit Scheidewasser auf den einmal gebrannten Thon geritzt, in das ein Zinn-Amalgam hinein kommt. So bringt der Künstler eine Nachahmung der Inkrustation in Metall hervor, die durch den matten Ton des Zinns sehr alt erscheint. Viele haben sich schon täuschen lassen, indem sie die Vasen für Metall hielten.



Dieser Irrthum wird noch durch die Dauerhaftigkeit der Gefäße begünstigt. Der Ursprung der indischen Töpfkunst ist in Arabien und Persien zu suchen. Die Hindus haben niemals Porzellan oder Fayence fabrizirt, sondern nur mit Thon gearbeitet. Von den Mohamedanern lernten sie, ihre Thongefäße mit jenen leuchtenden Farben zu schmücken, die man an den Töpfereien von Sind und vom Penjab bewundert. Durch die Eroberung des Gengis Khan kam diese Kunst nach Indien; man sagt auch, daß sie aus China gekommen sei, durch Persien und Afghanistan. Die keramische Kunst trägt in Persien und in Indien den Namen „Kasi“. Es scheint, daß die glasierten Kacheln, mit denen die Hindus ihre Mommente bekleiden, einen beträchtlichen Absatz in Europa finden. Ein Kaufmann in Kurrahee erzählte, daß er nach Europa, d. h. nach England, viele tausend expedirt habe. Diese viereckigen Kacheln, die man hauptsächlich in Bukri und Saimur fabrizirt, haben eine Dicke von 16—20 Millimeter und etwa 18 Zentimeter Höhe; sie kosten einige Pfennige. Aber sie sind schwer, und der Transport verdreifacht ihren Preis. Die Thonwaaren von Sind sind in Europa wenig bekannt. Sie sind von wunderbar dekorativer Wirkung und von erstaunlicher Farbenpracht. In Hyderabad, Hala, Jatta und Ferrud werden die geschätztesten Töpfereien von Sind hergestellt. Man kennt zwar die Namen einiger Künstler, weiß aber fast nichts von ihnen. In Delhi scheint man ultramarinenblaue Ornamente auf türkis-blauem Untergrund zu lieben. Diese Gefäße erinnern durch die Feinheit und die symmetrische Anordnung der Verzierungen an die Inkrustation des Penjab. Die Technik des Glaziers ist traditionell. Es giebt da gewisse Kunstgriffe und Erfahrungen, welche sich vom Vater auf den Sohn vererben; daher kommt es, daß in jeder Provinz andere Dinge hergestellt werden, und daß jeder Ort eine andere Herstellungsweise hat, die anderswo nicht nachgeahmt werden kann. —

**Archäologisches.**

— Unter den ältesten ägyptischen Tempelbauten von Hieracopolis hatte E. Quibell im Frühjahr eine lebensgroße Broncefigur hervorgezogen, in deren Höhlung eine kleinere Figur steckte; beide waren von dem englischen Forscher als der Zeit Papi I., der VI. Dynastie angehörig, erachtet worden. Jetzt, nachdem die dort aufgefundenen und zusammengehörigen Bruchstücke im Berliner Museum gereinigt und genauer untersucht worden sind, hat nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ die Quibell'sche Annahme Bestätigung gefunden, und es hat sich herausgestellt, daß diese Figuren nicht aus Bronze, sondern aus zusammengefügten Kupferplatten von getriebener Arbeit hergestellt worden sind. Die Ränder der einzelnen Stücke sind durch kleine (nicht genietete) Kupfernägeln aneinandergesügt. Die große Figur stellt Papi I. dar, wie aus einer an derselben Stelle gefundenen Inschrift hervorgeht, die kleinere, die etwa 70 Zentimeter Höhe erreicht und neben der großen Figur befestigt war, kann nur dem Sohne des genannten Königs, Methusaphis, gegolten haben, den an ihr befindlichen Emblemen zufolge. Diese Figur hat im Museum bereits Ausstellung gefunden und erregt die Bewunderung aller Besucher, denn sie erweist sich als ein Meisterwerk ersten Ranges. Man hat sie daher nicht mit Unrecht neben der weltberühmten Holzfigur des alten Reichs, dem sog. Schesch-el-belles aufgestellt. Das Gesicht Methusaphis, offenbar mit großer Porträtähnlichkeit zur Ausführung gebracht, nimmt eine eigene Platte in Anspruch und macht einen lebensvollen Eindruck. Der Gesichtsausdruck verräth die feinsten Modulationen und eine skulpturelle Vollendung, mit der eben nur diejenige des Schesch-el-belles wetteifern kann. Dr. Vordardt vermuthet, daß die von Tempelräubern ihres Goldbelags beraubten Kupferfiguren zerbrochen und an der Fundstelle vergaben worden sind. An einzelnen Stellen der Oberfläche lassen sich noch Goldreste erkennen. —

**Völkerkunde.**

— Eine alte Schnupfröhre, deren oberes, doppeltes Ende man an die Nasenlöcher hält, während das untere Ende in das zu schnupfende Pulver gesteckt wird, erhielt Dr. Max Uhle im Juni 1895 aus den Ruinen von Tiahuanaco (Bolivia). Sie besteht aus einem Hand- oder Fußknochen eines jungen lamaähnlichen Thieres; das obere Ende des in zwei Abschnitte zerfallenden Knochens ist mit zwei Vordröhren versehen, die mit der Markhöhle des Knochens in Verbindung gebracht sind. Der Knochen ist ringsum stark beschabt und zeigt Verzierungen in verschiedenartiger technischer Ausführung. Die tiefen, kreisrunden Verzierungen bestätigen das hohe Alter der Schnupfröhre, da derartige Verzierungen auf vorspanischen Knochengeräthen gewöhnlich waren. Die übrigen, den ganzen Knochen bedeckenden Einritzungen scheinen neuerer Art zu sein. Es ist um so wahrscheinlicher, daß sie vorgeschichtlich sind, da die gegenwärtige Bevölkerung Tiahuanaco's weder diese Ornamente anwendet, noch sie zu deuten weiß. — [Globus.]

**Gesundheitspflege.**

10. Giftige Ueberröde. Einen eigenartigen Fall von Vergiftung, wie er wohl noch niemals bekannt geworden ist, berichtet das „British Medical Journal“ aus Birmingham. Dort stellte im Spätherbste dieses Jahres nach einem Schneesturm die Stadtverwaltung eine große Anzahl von Arbeitern zur Straßenreinigung an und versah sie zu diesem Zweck mit Ueberröden zum Schutze gegen die Kälte. Bei sämtlichen Männern entstanden zum an den Hand-

gelenken und den Knien große schorfbedeckte Wunden, und zwar, wie festgestellt werden konnte, durch das von den Ärmeln und Beinen abtropfende Wasser. Etwa 60 der Arbeiter brachten eine Klage darüber an die Behörde und wurden dem Krankenhaus zugeführt. An den genannten Stellen des Körpers zeigten sich große Flecken, an denen die Haut mit Schorf von dunkelgrauer Farbe bedeckt und von einem stark entzündeten Rand umgeben war. Die entzündeten Flächen waren sehr stark schmerzhaft und führten in einigen Fällen sogar eine nicht unerhebliche Entzündung der nächstliegenden Lymphdrüsen herbei. Eine Untersuchung durch Dr. Hill, dem hygienischen Beamten der Stadt, ergab eine Vergiftung durch Chlorzink, womit die Röde wahrscheinlich gelegentlich einer Wiederherstellung behandelt worden waren; er fand große Mengen dieses Stoffes in allen fraglichen Kleidungsstücken. Durch die große Löslichkeit des Zinkchlorids trat es von außen in das Futter der Röde ein und kam so mit der Haut in Berührung. Die Körperwärme verursachte dann eine Verdunstung und so eine Verschärfung der Lösung, wodurch ihre stark ätzende Wirkung bedingt wurde. —

**Humoristisches.**

— **Abgelenkt.** Sie: „Männchen, an Deinem Rock habe ich heute ein Frauenhaar entdeckt.“  
Er: „Werkwürdiger Zufall: Vielleicht ist es das, das ich gestern in der Suppe gefunden?“ —

— **Erfreuliches Symptom.** „Also die Lähmungen Ihres Söhnchens bessern sich und die normale Beweglichkeit fängt an zurückzukehren?“  
Bauer: Ja, er kann auch bereits wieder mit den Ohren wackeln!“ —

— **Gesalzen.** Gast: Hören Sie, Herr Gasthofbesitzer, Sie haben da fünfzig Pfennige für Tinte, Feder, Papier und Radirgummi aufgeschrieben! Ich habe aber nichts davon benötigt!“  
Hotelier: „Wer ich zu Ihrer Rechnung!“ —

**Vermishtes vom Tage.**

— Bei einem Brande in Brunsbüttelkoog bei Hamburg ist eine 73jährige Besitzerin und deren Magd in den Flammen umgekommen. —

— Der Dampfer *Aachen* der Dampfschifferei-Gesellschaft Nordsee ist in der Nordsee untergegangen, zehn Personen sind ertrunken. —

— In Fehsen bei Trier fand ein Ueberer etwa 100 Kilogramm Silbermünzen der spätrömischen Zeit. Es ist anzunehmen, daß diese Münzen im 283 n. Chr. in die Erde gelangt sind. Diese so bedeutende Menge Geld, ungefähr 20 000 Denare, hat offenbar eine Kriegskasse gebildet. —

— Ein Komiker in Belgrad imitirte und persiflirte den Erlkönig Milan in seinen Vorlesungen; er wurde dafür wegen Majestätsbeleidigung zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. —

— Zwei Mailänder Bauern haben in zwei Wochen mit ihren Regen ungefähr neun Doppelzentner kleine Vögel eingefangen, das sind 43 200 Stück! —

— Der Dogenpalast in Venedig ist so baufällig, daß Einsturz droht, falls nicht sofort die umfassendsten Reparaturen vorgenommen werden. In den Mauern haben sich große Sprünge und Risse gebildet; die Dachbalken sind gänzlich morsch. —

— Eine Explosion von Schießpulver zerstörte ein dreistöckiges Haus in Florenz, in dem sich die Werkstätte eines Feuerwerkers befand. Der Feuerwerker wurde tödtlich, seine Frau schwer verletzt. —

— In Paris stürzte am Sonntag Nachmittag ein im Bau begriffenes Haus ein. Fünf Personen wurden dabei getödtet, 25 meist schwer verwundet. —

— Zwischen den Stationen Melitopol und Michailowla (Rußland) fand ein Zusammenstoß zwischen einem Arbeiterzuge und einem anderen Zuge statt. Eine Person wurde getödtet, neun Personen wurden verwundet. —

— Die erste englische Reichs-Postmarke ist am 5. d. M. von der kanadischen Postverwaltung ausgegeben worden. Die Marke zeigt das Bild einer Weltkarte, worauf die britischen Besitzungen roth gedruckt sind. Dabei liest man (natürlich englisch) die Worte: „Kanada-Postmarke. Weihnachten 1898. Wir besitzen ein weiteres Reich, als je bestand.“ —

— In Peking sah ein Ausländer sechs junge Menschen, die mit dem hölzernen Halsstragen geschmückt an der StraÙe sitzen müssen, weil in der Hauptstadt einige Europäer angegriffen worden waren. Auf das Drängen der fremden Gesandten hin hat man nämlich nach bekannter chinesischer Gewohnheit ein halbes Duzend Aulis gemietet, die für etwas Geld Buße thunende Verbrecher spielen müssen. Dazu sind es so junge Menschen, daß sie die weiten Halsstragen mit Leichtigkeit abstreifen können, wenn gerade kein Ausländer in der Nähe ist. —